

Autorin: Dorett Funcke

Rekonstruktive Paar und Familienforschung

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Dorett Funcke	
Vorbemerkungen und Aufbau des Studienbriefes	5
Olaf Behrend	
Zu Merkmalen der Familie der neuen Mittelschichtkultur	11
Sascha Liebermann/Hendrik Muijsson	
Familiale Vergemeinschaftung oder Betreuungsarrangement? Deutungsmuster zu Familie in der öffentlichen Diskussion und bei Eltern eines zweijährigen Kindes	37
Jörg Fertsch-Röver	
Zur Aufgabe der Neupositionierung des Vaters beim Übergang zur Elternschaft	68
Franziska Krüger	
Zur Bedeutung der Herkunft für Vereinbarkeitsarrangements Genogrammanalyse eines ost-westdeutschen Paares.....	105
Dorett Funcke	
Die kulturelle Norm der Kernfamilie – Habitusrekonstruktion und Deutungsmusteranalyse. Eine exemplarische Fallanalyse: "...aber es ist auch irgendwie durch meine Geschichte..."	142
Kai-Olaf Maiwald	
Der Zwang zur Erziehung und die a-pädagogische Haltung moderner Eltern. Eine exemplarische Fallrekonstruktion zur Spannung von Asymmetrie und Symmetrie in Eltern-Kind-Beziehungen.....	181
Andreas Wernet	
Der Schüleraustausch als familiale Selbstzumutung	211

Karl Friedrich Bohler/Tobias Franzheld

**Fallrekonstruktive Familienforschung auf der Grundlage
einer Jugendamtsakte 235**

Stefan Kutzner

**Familie und Staat: Zur Entwicklung des Familienleitbildes in Deutschland
im Familienrecht 253**

Autorinnen und Autoren..... 288

Dorett Funcke

Vorbemerkungen und Aufbau des Studienbriefes¹

Der Studienbrief führt anhand verschiedener Studien in eine Paar- und Familienforschung ein, in der über einen rekonstruktionslogischen Zugang Themenbereiche bearbeitet werden, die diese beiden zentralen Sozialisationsinstanzen betreffen. Inhaltlich werden in den Beiträgen Fragen behandelt, die den sozialen Wandel im Bereich der Familie betreffen (*Olaf Behrend*), Familie als Gegenstand sozialpolitischer Diskussionen untersuchen (*Sascha Liebermann/ Hendrik Muijsson*) und an die Vereinbarkeitsthematik von Beruf und Familie anschließen (*Franziska Krüger*), die die Krisen- und Bildungsprozesse im Übergang zur Elternschaft visieren (*Jörg Fertsch-Röver*), in den Bereich der alternativen Familienformen hineinführen (*Dorett Funcke*), die gegenwärtige Erziehungspraxis im Anschluss an eine theoretisch vernachlässigte Dimension der Familie diskutieren (*Kai-Olaf Maiwald*) und Autonomiebildungsprozesse in der Familie berühren (*Andreas Wernet*). Des Weiteren wird Familie als Gegenstand der Kinder- und Jugendhilfe untersucht (*Karl Friedrich Bohler/ Tobias Franzheld*) sowie vor dem Hintergrund familienrechtlicher Entwicklungen (*Stefan Kutzner*).

Das Basso Continuo der Beiträge, die sich in ihren jeweiligen Schwerpunktsetzungen unterscheiden, ist ihr rekonstruktionslogischer Zugriff auf die Forschungsgegenstände Paar und Familie. Blicken wir auf die heutige Paar- und Familienforschung, so muss man konstatieren, dass zunehmend, wenn es um diese beiden sozialen privaten Lebensformen geht, Fragen im Fokus stehen, die den demografischen Wandel betreffen, die soziale Ungleichheit oder die Entwicklung von Haushaltsgrößen. Es wird dann mit großen Fallzahlen gearbeitet, die über standardisierte Erhebungen gewonnen und mit standardisierten Methoden überprüft werden. Im Schatten der Aufmerksamkeit bleiben Zusammenhänge, die sich nicht über statistisch messbare Korrelationen erfassen lassen. Noch wenig bekannt und kaum erforscht sind Fragen, wie im Studienbrief in den Beiträgen behandelt, danach, wie Paare und Familie auf der konkreten Handlungsebene mit neuen und auch seit langem bekannten Handlungsanforderungen umgehen, welche Lösungen sie dafür finden und welche Konsequenzen aus diesen Lösungen wiederum resultieren. Um derartige Fragen zu behandeln bedarf es eines mikrosoziologischen Ansatzes, der im weitesten Sinne einem interaktionstheoretischem Paradigma verpflichtet ist und über einen rekonstruktionslogischen Zugriff verfügt, sodass Analysen durchgeführt werden können, die in der Lage sind aufzuzeigen, wie Paare und Familien sich zu Handlungszumutungen in ein Verhältnis setzen, unter welchen vorgefundenen Bedingungen sie das tun und welche Folgen für sozialisatorische Prozesse im Allgemeinen daraus resultieren.

¹ Mein herzlicher Dank gilt Victoria Fabian für die kreative und sorgfältige Formatierung des Studienbriefes.

Das Gemeinsame der vorliegenden Beiträge ist eine methodische Perspektive, die bei der Erschließung von Paaren und Familien an folgenden Leitkriterien orientiert ist: Grundlage der Datenanalyse sind „natürliche“ Protokolle; gemeint sind damit alle Datensorten, die die soziale Wirklichkeit der Analyse über eine Notation zugänglich machen. Es handelt sich hierbei um ganz unterschiedliche Protokolltypen. In den Beiträgen wird die Datenbasis gebildet durch Notate von nichtstandardisierten Paar- und Familieninterviews (vgl. Fertsch-Röver, Funcke, Maiwald, Wernet), Genogramme (vgl. Krüger, Funcke), Jugendamtsakten (vgl. Bohler/ Franzheld), durch Notate aus einer Plenardebatte im Deutschen Bundestag (vgl. Liebermann/ Muijsson) und Gesetzestexte (vgl. Kutzner). Das Ziel der Datenanalyse ist immer die methodische Entzifferung von Sinnstrukturen nach intersubjektiv überprüfbareren Kriterien der Geltung. Das rekonstruktive Moment wird dabei durch drei ineinander verwobene methodische Schritte vollzogen: durch Sequenzanalyse, Einzelfallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung. Mithilfe dieser Basisoperationen können in der Interpretation sowohl subjektivistische Reduktionen vermieden werden als auch ein Rückfall in ein summationslogisches Vorgehen, mit dem eine empirische Realität vorgefassten Begriffen zugeordnet, aber nicht in ihrer Spezifität erschlossen werden kann.

Ein Paar oder eine Familie über einen rekonstruktionslogischen Zugang in ihrer Spezifität zu erschließen, bedeutet herauszuarbeiten, wie ein Allgemeines im Besonderen repräsentiert ist bzw. wie Paare und Familien eine spezifische Wirklichkeit im Kontext allgemeiner Bedingungen konstruiert haben. Zentral für die mikrologische Entzifferung des im Allgemeinen eingewobenen Besonderen im Vollzug einer Rekonstruktionshermeneutik ist der Begriff der objektiven Möglichkeit. Er bezieht sich auf die dem Handelnden zur Verfügung stehenden Alternativen. Diese sind in der rekonstruktiv verfahrenen Analyse Gegenstand hypothetischer Entwürfe vor deren Hintergrund die fallspezifische Selektivität sich in der Fallstruktur empirisch realisiert. Rekonstruktionsanalysen zielen nicht darauf, Singuläres oder Individuelles zu erfassen, sondern darauf, über einen Prozess der „reflektierenden Abstraktion“ (Piaget) komplexe Zusammenhänge schlüssig durch Theoriebildung zu verdichten.

Die Analysen, die im Anschluss an eine Rekonstruktionsmethodologie durchgeführt werden, sind getragen von methodologischen Grundbegriffen und methodischen Verfahren wie: latente und manifeste Sinnstruktur, regelgeleitetes Handeln, Unterscheidung zwischen Protokoll und Text, Fallstruktur, Strukturgeneralisierung, Sequenzanalyse etc. Die Studien aus dem Bereich der Paar- und Familienforschung mit einem rekonstruktionslogischen Zugang, die im Studienbrief versammelt sind, orientieren sich an diesen Begriffen und Hintergrundüberzeugungen, werden aber im Einzelnen nicht immer explizit erläutert (hierzu siehe Funcke/ Loer 2018). Was die Beiträge aber untereinander sortiert, auch wenn sie verschiedene Forschungsfragen behandeln und das rekonstruktive Moment auf unterschiedliche Weise zum Leuchten bringen, ist der Fokus auf das Paar bzw. die Familie als Gegenstände einer materialfundierten Forschungspraxis, die über die methodologischen Grundlagen eines rekonstruktiven Ansatzes verfügt.

Zu den Beiträgen im Überblick: Der Studienbrief wird eröffnet mit einem Beitrag von *Olaf Behrend*. Herausgearbeitet werden basierend auf Ergebnissen einer langjährigen Forschungspraxis des Autors Merkmale einer neuen Familienformation: die Familie der neuen Mittelschichtkultur. Zunächst geht es in einem ersten Teil um eine theoretische Verortung von Familienkultur allgemein. Es wird eine historisch-begriffliche Rahmung gegeben, welche, mit Emmanuel Todd, Heidi Keller und Erik

H. Erikson, die Kernfamilie immer eingebettet in eine konkrete Familienkultur begreift, welche eine bestimmte Form der Lebensbewältigung und entsprechende Sozialisationsweisen und -ziele hervorbringt. Vor diesem Hintergrund werden dann Aspekte der heutigen bzw. neuen Mittelschichtkultur fokussiert. Erstens die gesellschaftlich-diskursive Entwertung des Paares, gefolgt von der wechselseitigen Zunahme der Kindzentriertheit. Drittens werden Planung und Organisiertheit des Familienlebens thematisiert, schließlich auch die Fokussierung der Eltern auf formale Bildung, welche wiederum einer ins Leere laufenden Karriere-logik Ausdruck verschafft. Diese Merkmale sind empirisch in Ergebnissen von Fallrekonstruktionen verankert. Als Datenmaterial hat der Autor Interviews mit Eltern und Audio- bzw. Videoprotokolle des familiären Zusammenseins analysiert; aber auch Kunstwerke, insbesondere Filme und Fernsehserien, und schließlich politische und akademische Diskurse, deren Verschiebungen und Konjunkturen. In dem Beitrag werden die genannten Merkmale exemplarisch an ausgewählten Materialstellen bzw. -analysen dargestellt. Im Fazit werden Befunde zum Wandel der Familie in einen weiteren gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt.

In dem Beitrag von *Sascha Liebermann* und *Hendrik Muijsson* geht es um sozialpolitische Veränderungen in der Familienpolitik und ihre Folgen für das familiäre Handeln. Die Autoren konstatieren, dass „die partikulare familiäre Vergemeinschaftung noch stärker Vergesellschaftungsdynamiken unterworfen wird, als es bisher der Fall war“ (vgl. hier im Studienbrief S. 39). Will Familie sich als soziales Strukturgebilde mit ihren typischen Eigenschaften entfalten, dann müssen diese auch von der politischen Vergemeinschaftung, in der sie lebt, verstanden und respektiert werden. Den Analysen der Autoren zufolge mehren sich die Hinweise darauf, dass dieses Verständnis schon länger im Umbruch begriffen ist. In dem Beitrag wird dieser Umbruch auf der Basis dreier zu analysierender Materialtypen rekonstruiert. Zuerst wird das im Jahr 2007 eingeführte Elterngeld als Ausdruck dieses Umbruchs in seinen normativen Grundzügen untersucht, um darauffolgend Deutungsmuster zu Familie in der Bundestagsdebatte zur Einführung des Betreuungsgeldes im Jahr 2012 zu analysieren. Abschließend werden Auszüge aus der Rekonstruktion eines Interviews mit Eltern eines zweijährigen Kindes präsentiert. Diese Analysen zeigen, dass mit der Arbeitsmarktpolitik gemäß dem Paradigma der „Aktivierung“ die normative Stellung von Erwerbsarbeit als größtmöglichem Beitrag zum Gemeinwohl endgültig zementiert zu sein scheint. Infolgedessen hat sich Familienpolitik zur Fortsetzung von Arbeitsmarktpolitik mit anderen Mitteln verwandelt. Obwohl Eltern im ersten Lebensjahr nach der Geburt ihres Kindes vom Staat alimentiert werden (Elterngeld), erweist sich diese Alimentierung als eine Belohnung für vorausgegangene Erwerbstätigkeit. Nicht Elternschaft als solche wird damit unterstützt, vielmehr sind es erwerbstätige Eltern, die eine besondere Unterstützung erfahren. Dem entspricht der forcierte Ausbau außerhäuslicher Betreuungsmöglichkeiten, die Ausweitung von Betreuungszeiten sowie die Absenkung des Betreuungsalters, ohne dass gleichzeitig Eltern unterstützt werden, die länger für ihre Kinder zuhause bleiben wollen, ohne erwerbstätig zu sein. Der Umbruch zeigt sich also darin, dass es keine die Eigensinnigkeit familialer Sozialbeziehungen angemessen repräsentierenden Deutungsmuster gibt. Vielmehr erscheinen diffuse Sozialbeziehungen vorwiegend als spezifische gesehen zu werden, als gingen sie in vertragsförmigen Vergesellschaftungsbeziehungen auf. Die Vermischung zweier fundamental unterschiedlicher Beziehungslogiken zugunsten der von Vertragsbeziehungen existiert über politische Differenzen hinweg und manifestiert sich konkret in familialer Praxis.

Jörg Fertsch-Röver rekonstruiert in seinem Beitrag den Übergang zur Elternschaft, der mit weitreichenden Veränderungen für ein Paar verbunden ist und von beiden Partnern eine innerfamiliäre Neuausrichtung bzw. Neupositionierung erfordert. Das Gelingen dieser Neupositionierung ist sowohl für das Paar als auch für die Entwicklung des Kindes von zentraler Bedeutung, weil vor dem Hintergrund eines strukturtheoretischen Modells von Familie es darauf ankommt, dass die Eltern Grundkonstellationen einer ödipalen Strukturpolitik realisieren, die dem Kind Bezogenheit *und* Abgrenzung ermöglichen, ohne es dabei in Loyalitätskonflikte zu ziehen. Neuere Strömungen innerhalb der Psychoanalyse fassen den Übergang zur Elternschaft unter dem Begriff der Triangulierung bzw. Triadifizierung. Die dabei zugrunde gelegten Triangulierungsmodelle zeichnen sich durch eine weitgehend synchrone Betrachtungsweise auf die familiäre Triade aus, innerhalb derer sich Form und Notwendigkeit der Neuausrichtung nur unzureichend rekonstruieren lassen. Vor diesem Hintergrund zielt der vorliegende Beitrag auf die Frage, worin die Neupositionierung der werdenden Eltern – hier speziell der werdenden Väter – und die damit verbundenen Schwierigkeiten bestehen. Anhand der Sequenzanalyse von Interviews mit werdenden Vätern während der Schwangerschaft und nach der Geburt des Kindes werden mit der Methode der Objektiven Hermeneutik in drei kontrastierenden Fällen die jeweiligen Neupositionierungen der Väter und die damit verbundenen Schwierigkeiten rekonstruiert und daraus Rückschlüsse auf die Triangulierungsaufgabe des Vaters gezogen.

Im Beitrag von *Franziska Krüger* wird die Bedeutung von intergenerationalen Transmissionsprozessen für das Vereinbarkeitsarrangement von ost-westdeutschen Paaren untersucht. Auf Basis eines Falles, dem Paar Hübner, wird herausgearbeitet, wie die familialen Sozialisationsbedingungen im Kontext der unterschiedlichen Herkunft aus der DDR und der BRD die innerfamiliäre Arbeitsteilung des Paares prägt. Mithilfe des methodischen Verfahrens der Genogrammanalyse werden die familialen Herkunftsmilieus des Paares sequenzanalytisch rekonstruiert. Über die Fallanalyse kann so aufgezeigt werden, dass die unterschiedliche Herkunft aus der DDR und der BRD keine Rückschlüsse auf verschiedene habitualisierte Arbeitsteilungsmuster zulässt. Vielmehr wird deutlich, dass familien- und milieuspezifische Sozialisationsbedingungen in die Untersuchung zu integrieren sind, wenn es um die Frage geht, warum das allgemeine Handlungsproblem, Beruf und Familie zu vereinbaren, auf eine bestimmte Art und Weise gelöst wird.

In dem Beitrag von *Dorett Funcke* geht es um eine unkonventionelle Familienform, die gleichgeschlechtliche Familie, und die Frage: Welche sozialisatorischen Voraussetzungen führen dazu, dass trotz Geltung der Norm der Kernfamilie, die im ausgewählten Fall sich im Vollzug von Deutungen empirisch manifestiert, von dieser Regelstruktur abgewichen wird. Die Abweichung zeigt sich in der Wahl einer anonymen Samenspende und darin, dass die Nachwuchssozialisation vom Muster der Kernfamilie abgetrennt ist. Grundlage der Fallrekonstruktionsanalyse sind das Genogramm und eine ausgewählte Sequenzstelle aus dem Interview. Der Beitrag schließt mit allgemeinen Überlegungen zur sozialen Wirklichkeit von alternativen Familien und mit familientheoretischen Reflexionen.

Kai-Olaf Maiwald thematisiert in seinem Beitrag den Zwang zur Erziehung und die a-pädagogische Haltung moderner Eltern. In der Einschätzung der Entwicklung und der gegenwärtigen Praxis der Eltern-Kind-Beziehungen dominiert in den Sozialwissenschaften ein weitgehend positives Bild: Der

Erziehungsstil habe sich „vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ gewandelt, körperliche Züchtigungen sind allgemein geächtet, der Umgang miteinander irgendwie „demokratischer“, die Eltern seien orientiert an einer „verantworteten Elternschaft“, das Familienleben gestalte sich „kindzentriert“. Dabei wird eine eher unharmonische Seite des Familienlebens ausgeblendet, die aber in der Alltagswahrnehmung durchaus dazugehört und vermutlich mit einer nicht hintergehbaren Asymmetrie in der Beziehung und einer ihr immanenten Spannung zwischen Autonomie und Heteronomie zu tun hat. Die Asymmetrie im familialen Generationenverhältnis spielt in der Familienforschung kaum eine Rolle; insbesondere ist ihr grundlegender Stellenwert theoretisch unterbestimmt. Im Anschluss an Überlegungen Andreas Wernets wird in einer exemplarischen Analyse einer Mutter-Sohn-Interaktion gezeigt, dass Eltern-Kind-Beziehungen ohne die Einnahme einer positionalen Differenz, die immer auch eine Machtdifferenz ist, nicht denkbar sind. Die interaktive Selbstpositionierung des Kindes als hilfsbedürftig weist dem Elternteil kehrseitig eine Position zu, die zwischen Gewährung und Versagung der Bedürfnisbefriedigung entscheiden muss und dabei vor der Anforderung steht, die normativen Grundlagen dieser Entscheidung in der Interaktion präsent zu machen. Die Analyse weist darüber hinaus darauf hin, dass diesem Zwang zu Erziehung in der gegenwärtigen Erziehungspraxis mit einer „a-pädagogischen“ Haltung begegnet werden kann, die dazu führt, dass die objektive Inanspruchnahme der Erziehungsposition auf paradoxe Weise mit einer Selbstdistanzierung von dieser Inanspruchnahme verbunden ist.

Andreas Wernet behandelt in seinem Beitrag am Beispiel des sozialen Phänomens „Schüleraustausch“ die Adoleszenzkrise nicht primär als Krise des jugendlichen Subjekts, sondern als Krise der familialen Interaktion. Der Schüleraustausch, also der Auslandsaufenthalt von Schülerinnen und Schülern für ein (oder ein halbes) Schuljahr, hat sich für viele Familien zu einer selbstverständlichen Option entwickelt. In dem Beitrag wird dieses Phänomen einer genaueren Betrachtung unterzogen. Zunächst entwickelt der Autor die These, dass der Schüleraustausch als eine „familiale Selbstzumutung“ verstanden werden kann. Die institutionalisierte Praxis als solche und das mit ihr verbundene Werte- und Distinktionsmuster setzt die Familien unter einen in ihre Binnenbeziehungen intervenierenden Entscheidungsdruck. Daran anschließend erfolgt eine Fallrekonstruktion, die eine familiale Konstellation in den Blick nimmt, die sowohl ökonomisch als auch kulturell für einen Schüleraustausch prädestiniert zu sein scheint. In der Analyse zeigt sich dann, dass diese naheliegende Option von erheblichen familialen Spannungen begleitet ist. Im Anschluss an diese Fallrekonstruktion schlägt der Autor vor, den Schüleraustausch als Ausdruck eines unscheinbar und hintergründig operierenden gesellschaftlichen Eingriffs in die familiale Autonomie zu interpretieren.

Der Studienbrief schließt mit einem Beitrag von *Stefan Kutzner* zur Entwicklung des Familienleitbildes in Deutschland im Familienrecht. Das Familienrecht hat in familiären Beziehungen eine erhebliche Bedeutung, sowohl für die Paar- wie auch für die Eltern-Kind-Beziehungen. Insbesondere trifft das für grundlegende Konflikte in Familien zu wie der Scheidung, der Regulierung der Scheidungsfolgen, bei Unterhalts- und Erbkonflikten, und bei Gewaltfällen in Familien. So sind im jeweiligen Familienrecht implizite Familienideale enthalten, Deutungsmuster, die auch gleichzeitig die gesellschaftlich herrschenden Normen und Werte hinsichtlich des familiären Lebens ausdrücken. Ebenso dokumentiert das Familienrecht, welche Interventionsmöglichkeiten gegenüber der Familie sich der Staat zuerkennt und welche möglichen innerfamilialen Konflikte er unterstellt. In dem Beitrag wird das Familienbild (Deutungsmuster) in Preußen am Ende des 18. Jahrhunderts

mit dem Familienbild in der Bundesrepublik Deutschland, wie es sich im Grundgesetz und im gegenwärtigen Familienrecht (2016) ausdrückt, verglichen. Paragraphen, in denen die Beziehungen zwischen Staat und Familie, zwischen den Eheleuten wie zwischen Eltern und Kindern reguliert werden, werden sequenzanalytisch auf der Grundlage der Methodologie der Objektiven Hermeneutik untersucht, um die spezifischen Deutungsmuster zu Ehe und Familie in Preußen wie in der Bundesrepublik Deutschland zutage zu fördern. Es zeigen sich folgende Unterschiede: Der preußische Staat gibt sowohl den Eheleuten wie Eltern und Kindern sehr konkret ausformulierte Normen vor, wohingegen der bundesdeutsche Staat ein allgemeines Konsensideal für die Ehe- wie für die Eltern-Kind-Beziehungen formuliert. Gemeinsam ist in beiden Staaten, dass ein Misstrauen gegenüber der Autonomie der Menschen in der Gestaltung ihres familiären Lebens besteht, wobei dieses Misstrauen in der Bundesrepublik Deutschland viel eingeschränkter ausgeprägt ist und sich nicht auf die Ehebeziehungen, sondern sich auf die Ausübung der Elternschaft beschränkt.

Literatur

Funcke, Dorett/ Loer, Thomas (2018): Vom Fall zur Theorie – Auf dem Pfad der rekonstruktiven Sozialforschung, Wiesbaden: VS Springer.

Hagen, den 29.1.2020

Olaf Behrend

Zu Merkmalen der Familie der neuen Mittelschichtkultur

1 Vorbemerkungen

In den letzten ca. 40 Jahren hat sich nach und nach die Familie der neuen Mittelschichtkultur in Deutschland, aber auch anderswo, als gesellschaftlich prägend¹ etabliert, die in zentralen Punkten von der in Resten bürgerlichen Familie des „golden age of marriage“ (d.h. der alten Mittelschicht) unterschieden werden kann und muss. Nachfolgend geht es darum, charakteristische Merkmale dieser neuen Familienformation herauszuarbeiten.

Ich möchte mich auf die folgenden Merkmale konzentrieren: (i) Abnahme des kulturellen bzw. gesellschaftlichen Stellenwertes des Paares und (ii) wechselseitige Zunahme der Kindzentriertheit; (iii) Zunahme der Planung des Familienlebens sowie (iv) starke formale Bildungsfokussierung der Eltern. Als Konsequenz haben diese Aspekte einen innerfamiliären Unmittelbarkeits- und Spontanitätsverlust sowie Vergemeinschaftungsabbau zur Folge – und damit einhergehend eine Tendenz zur lebenspraktischen Isolation der Familien bei gleichzeitiger Zunahme der gesellschaftlichen Organisation des Inneren der Familie.

Ich greife in der nachfolgenden Darstellung u.a. auf Ergebnisse meiner kontinuierlichen Forschung der letzten etwa acht Jahre zurück. Die Daten, auf die nachfolgend kursorisch bzw. illustrierend referiert wird, entstammen zahlreichen hermeneutischen Forschungs- und Abschlussarbeiten. Aber auch Analysen von Filmen² und Fernsehserien sowie politischen und akademischen Diskursen, deren Verschiebungen wie Konjunkturen, sind in die Thesen eingeflossen.

Aus einer methodisch interessierten Sicht ist es zentral, dass ein zusammenhängendes synthetisches Verständnis eines kulturellen Phänomens, wie hier das des familiären Lebens in der neuen Mittelschichtkultur, nicht allein aus Einzelfallrekonstruktionen (anhand von Interviews oder familiären Interaktionen) hervorgehen kann. Dies zu behaupten und womöglich zu prätendieren, solches methodisch formalisieren zu können, scheint mir vermessen. Denn es bedarf (i) (theoretischer) Vorannahmen und Verankerungen (die im Verlauf des Forschens und Nachdenkens revidiert, verändert und v.a. erweitert werden) als auch (ii) Daten, die auf anderen Ebenen aggregiert sind als der des Einzelfalls (Individuum oder Familie) und der untersuchten Kultur Ausdruck

¹ Die Familie der herrschenden Klasse, d.h. der oligarchisch vernetzten, neofeudalen Oberschicht wäre nochmals gesondert zu betrachten, weil sie das ökonomische Leitmotiv unserer Zeit vorgibt, zu dem die neue Mittelschichtkultur in einem Entsprechungsverhältnis steht. Zur Familie der unteren Mittelschicht und Unterschicht s. Lutz (Hg.) (2011); in fallrekonstruktiver Hinsicht: Behrend (2015).

² Für gemeinsame Filmseminare und darüber hinausgehende Diskussionen möchte ich an dieser Stelle Jochen Schäfers herzlich danken.

verleihen. Auf diesem Wege kann, ganz im weberschen Sinne, eine synthetische wie idealtypische Integration einzelner, u.a. fallrekonstruktiv eröffneter Erkenntnisse zu einer zusammenhängenden Einsicht in kulturelle Phänomene gelingen. Dieser Prozess endet nicht (etwa nach drei Jahren Projektlaufzeit); er kommt vielmehr zu empirischer wie auch theoretischer Sättigung in einer Konstellation, die den Gegenstand erschließt (Adorno 1966: 166), und schlägt dann um in weiterführende Fragen. Zentral ist es also, verschiedene Gegenstandsebenen in der Datenauswahl zu berücksichtigen, und die Ergebnisse der Datenanalysen als Konstellationen zu begreifen, die den untersuchten Gegenstand begreiflich machen. Eine Beschränkung auf einen Datentyp (Interviews etwa) führt entsprechend zu Einschränkungen.³ Die konzeptuelle Integration einzelner Gegenstandsebenen erfolgt, das scheint mir noch wichtig, inhaltlich unter Rückgriff auf einen generischen Kulturbegriff, den ich hier im ethnologischen Sinne verwende, d.h. alle materiellen wie geistigen Hervorbringungen und alle Praktiken zählen zu einer Kultur. Der vorliegende Text bringt einen Forschungsstand zum Ausdruck, der bei Leibe noch nicht im Zustand der Sättigung angelangt ist. Es werden nachfolgend die zentralen Begriffe aufgeworfen und einige Thesen zu Zusammenhängen angezeigt.

Neue Mittelschichtkultur scheint mir der angemessene Begriff für den sich in den Auswertungen herauskristallisierenden Zusammenhang zu sein, weil die familiäre Praxis und deren Begründung (i) weitreichende Unterschiede zur alten Mittelschichtkultur aufweist, die nachfolgend deutlich werden sollten, und zugleich (ii) die lange Zeit gesellschaftlich relevante Arbeiterfamilie seit spätestens den frühen 90er Jahren keine kulturell tragende Rolle mehr spielt und daher nicht mehr auf die Kultur der ‚alten‘ Mittelschichtfamilie (und damit die ganze Gesellschaft) einwirkt, was zuvor lange Zeit folgenreich der Fall war. Damit einhergehend, dass das Arbeitermilieu als eigenständige Kultur (mit einer entsprechenden Familie als Zentrum) schon länger weitgehend verschwunden ist⁴, gewann die sich bildende ‚neue‘ Mittelschichtkultur nach und nach gesellschaftliche Hegemonie in Sachen Familie und Erziehung (was mit Abitur und Studium als kulturellem Normalfall der Bildungsbiographie der insbesondere *urbanen* neuen Mittelschicht einhergeht). Die hegemonialen Grenzziehungen richten sich entsprechend, sehr grob gesehen, gegen die Nichtstudierten, die untere Mittelschicht, die Reste des Arbeitermilieus bzw. die (neue) Unterschicht und deren aus Sicht der Mittelschichtkultur devianten Familienformen.⁵

³ Die Engführung der ‚qualitativen‘ Sozialforschung auf Interviews problematisieren auch andere Autoren, insbesondere Ulrich Oevermann (s. etwa 2004)

⁴ Es gibt natürlich noch viele Arbeiterinnen und Arbeiter, die oft auch geringqualifizierte Tätigkeiten verrichten. Sie sind, oft auch migrationsbedingt, sehr unterschiedlicher kultureller Herkunft, und konstituieren keine eigenständige (Arbeiter-) Kultur mehr. Deren Zugehörigkeit zur (neuen) Unterschicht ist insofern wesentlich residual durch Exklusion aus der neuen Mittelschicht bestimmt. Diese Exklusion funktioniert auch ökonomisch, aber vor allem kulturell; Bildungsabschlüsse sind ein wichtiger Aspekt.

⁵ Ferdinand Mounts Studie „The subversive family“ (1982/1992) handelt u.a. von der in Großbritannien bereits in den sechziger Jahren beginnenden kulturellen Attacke der ‚progressiven‘ Mittelschicht auf die Werte der Arbeiterfamilie.

Der Begriff der neuen Mittelschichtkultur wird von mir nicht in einem sozioökonomisch engen Sinne (der Einkommensgrenzen oder Berufsgruppen) verwendet. Er wird eben vielmehr kulturell begriffen.⁶

2 Theoretische Rahmung

Familien erscheinen in ihrem historischen Vorlauf sehr unterschiedlich. Insofern ist eine deskriptive Theorie, die auf Einheitlichkeit einer Definition zielt, wie allenthalben betont, nicht möglich. Typischer Weise (s. Narve-Herz 2009: 15) werden folgende drei Aspekte zur Unterscheidung der Familie „von anderen Lebensformen“ angeführt: (i) die „biologisch-soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme der Reproduktions- und [...] Sozialisationsfunktion“; (ii) „ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis“ und (iii) die Generationendifferenzierung (ebd.). Diese Bestimmung stellt bereits eine gewisse Engführung dar. Typischer Weise ausgespart bleibt die Thematisierung der Familie als dem Ort der Bildung von Handlungssubjektivität und Identität. Auch werden die internen Beziehungen und die zu anderen nicht ventiliert. Die drei genannten Punkte bestimmen eher das haltgebende Moment von Familie, welches eine zentrale Dimension der *Familialität* darstellt; *Familialität* bezeichnet den Zusammenhang von Eigenschaften, der von der konkreten Erscheinungsweise von Familien abstrahiert werden kann; ein Stamm kann *Familialität* vermitteln, eine Kernfamilie auch.⁷ Vielmehr sind für ein theoretisches Verständnis von Familie folgende fünf Aspekte zentral. Der Fokus wäre zu richten auf: (1) das Paar und dessen Zustandekommen; (2) die vom Paar erzeugte Kernfamilie und deren interne Interaktion (Familienleben) und damit zentral zusammenhängend: (3) der Grad an Eingebettetheit bzw. Abgegrenztheit der Kernfamilie von der weiteren Familie (bzw. der umgebenden Sesshaftigkeitsgruppe und weiteren Vergemeinschaftungsformen bis hin zur Gesellschaft); (4) das Verhältnis der Geschwister zur vorhergehenden Generation (den Eltern bzw. den ‚Alten‘ allgemein) und untereinander und den (5) manifesten Erziehungszielen und latenten Sozialisationsfolgen. Die Ebenen können hier nicht alle diskutiert werden. Zu allen fünf Punkten ließen sich viele Autoren angeben, die wichtiges geleistet haben.

Ausgehend vom ersten Punkt kann man festhalten, dass es (bei aller Verschiedenheit der Erscheinungsweise von Familie) naturwüchsig immer ein (*potentiell* autonomes) Paar gab bzw. gibt, welches Kinder bekommt. Kulturen regelten und regeln aber sehr unterschiedlich den Stellenwert des

⁶ Für eine Bestimmung des sozioökonomischen Wandels, der im Hintergrund den hier beschriebenen Phänomenen korrespondiert siehe: Christoph Deutschmann (2008a). Zentral für den Wandel sind (i) die Zunahme der Fokussierung auf Statussicherung der bereits aufgestiegenen Familien und (ii) die Abnahme der Aufstiegsmöglichkeiten für die noch nicht aufgestiegenen Familien der Unterschicht, die oft (vor einer oder zwei Generationen) eingewandert sind. Die Orientierung auf Statussicherung hat die Abwendung von der Leistungsorientierung bei gleichzeitiger Zuwendung zur inhaltlich entkernten Karriereorientierung zur Folge, was einen wesentlichen Beitrag zur Entpolitisierung darstellt.

⁷ Die Erscheinungsformen von Familien waren und sind sehr unterschiedlich. Gemeinsam ist allen Kulturen, dass die Alten (i.d.R. das Elternpaar und weitere Erwachsene) den Jungen emotionalen Halt (Liebe) und Identifikation, d.h. auch Zugehörigkeit, ermöglichen. Ferner erziehen und sozialisieren die Alten die Kinder auf die jeweiligen Kulturziele hin. Diesen Zusammenhang von Liebe und Identifikation, Zugehörigkeit und kultureller Tradierung (der je gültigen Werte) kann man als *Familialität* bezeichnen.

Paares und darüber vermittelt das Verhältnis der Kernfamilie zur weiteren Verwandtschaft⁸, zur Gemeinschaft, der die Familie angehört sowie, sofern vorhanden, zur Gesellschaft. Bei aller Unterschiedlichkeit gilt, dass in allen Kulturen aus einem Paar, das Kinder bekommt, die Eltern werden, die (trotz teilweise sehr weitreichender Integration in Clan oder Stamm) für das Kind verantwortlich sind. Was dies für die Erziehung der Kinder, sofern eine solche explizit stattfindet, heißt, ist sehr unterschiedlich. In vielen Kulturen, u.a. dokumentierten archaischen und traditionellen Kulturen, wurde das Autonomie- und Absonderungspotential, welches dem bzw. der Paardynamik potentiell immer innewohnt, ausgebrems⁹. In manchen Fällen, wie dem (mittel-) europäischen, wurde die Absonderung aber auch gefördert, insbesondere durch die katholische Kirche.¹⁰ Das kann man evolutionär begründen: Die Absonderung des Paares stellte in vielen archaischen Kulturen ein Risiko für die Überlebenssicherung dar, was in vielen Mythen, welche Paarbildung und Absonderung des verliebten Paares negativ thematisieren, dokumentiert ist.¹¹ Extrembeispiel wären die historischen Polareskimos, die das erwachsene Individuum nach einigen Jahren geradezu zum Verlassen seiner jeweiligen Paarbeziehung auffordern.¹² Das andere Extrem stellt diesbezüglich idealtypisch die bürgerliche Kultur dar, weil sie quasi die Absonderung und Freisetzung des Paares in die (damit auch erst vollumfänglich konstituierte) Privatsphäre quasi forderte – und

⁸ George P. Murdock stellte in seinem Werk „social structure“ (1949: 2 und 23f.) fest, „the nuclear family is a universal grouping“. In allen für Murdock analysierbaren, d.h. hinreichend dokumentierten Kulturen (n = 192), ist die Kernfamilie gegeben. 47 dieser Kulturen bestehen nur aus Kernfamilien, 53 haben polygame (aber nicht erweiterte) Familien, die restlichen 92 Kulturen betten die Kernfamilie in eine Form der erweiterten Familie ein. René König (1974: 143) hebt vor diesem Hintergrund darauf ab, dass die frühen Paarbeziehungen der primär um Kernfamilien organisierten, akephalen Kulturen hinsichtlich Geschlechterordnung tendenziell egalitär erschienen.

⁹ Am Anfang des Homo Sapiens steht aus heutiger anthropologischer Sicht die undifferenzierte Kernfamilie, d.h. ein wandernder Verwandtschaftszusammenhang, der sich um eine oder mehrere Kernfamilien pragmatisch (d.h. alle die es gibt, können dazugehören, bis es zu viele werden) organisiert (d.h. die Positionen Murdocks und Westmarcks gelten heute als belegt). Sesshafte Kulturen bildeten angesichts von auftauchendem Besitz und Verteilungsproblemen (Erbchaft) komplexere Formen der Binnendifferenzierung und entsprechend auch komplexere Familienformen aus, die dann aus Emmanuel Todds Sicht in einem gewissen Entwicklungsverhältnis zueinander stehen. Bezogen auf Komplexität und Wichtigkeit der Familienbeziehungen steht die Kultur der endogamen kommunalen Familie (v.a. in arabischen Ländern verbreitet) am Ende der Entwicklung – mit dem höchsten Stellenwert der Familie und dem größten Maß an Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Die schlichteste Familienkultur ist aus dieser Sicht die der Kernfamilie, welche vor allem in Westeuropa, quasi am Rand der eurasischen Platte, überdauert hat (und in Nordamerika kulturell dominant geworden ist). Je rudimentärer der Grad der familiären Differenzierung desto anpassungsbereiter (oder ausgelieferter) sind die Familien gegenüber äußeren Gegebenheiten. Die einfachste Familienkultur gäbe es lt. Todd heute in den USA, die der undifferenzierten Familie des Homo Sapiens sehr nahe käme. Siehe zu Todds Familienmodell: 1985 und 2011 sowie jüngst 2018 (darin zur Übersicht: 56-61); sowie seine Deutung der zeitgenössischen Auflösung der Familienformen hin zum einfachen Modell des frühen Homo Sapiens bei Beharrung der kulturellen Werte, die einst von den verschiedenen Familienformen erzeugt wurden.

¹⁰ S. auch Goody (2000); Funcke/Hildenbrand (2018).

¹¹ Interessant ist die zeitgenössische fiktionale Thematisierung u.a. dieses Handlungsproblems in dem Roman „Das Vogelmädchen und der Mann, der der Sonne folgte“ (1997) von Velma Wallis, die zur first nation der Gwich'in (Nordalaska) gehört.

¹² S. Jean Malaurie (1979: 111 u. 132). Zu den Rechten des Grundherren bzw. zur Hufenverfassung als Mittler zwischen Familienverhältnissen und den landwirtschaftlichen Bedingungen siehe: Funcke/Hildenbrand (2018: 106).

damit Öffentlichkeit erzeugte und die Sphäre des Politischen (und damit der gleichen Rechte) potentiell auf alle ausdehnte.

Die bürgerliche Konstituierung des Paares als *eine Person* ermöglichte sozialisatorisch ferner den Bildungsprozess des Subjekts als Prozess der ausgeprägten Individuierung, welcher das Kind befähigt, aus der Familie heraus als Individuum in die Gesellschaft entlassen zu werden.

Die Ab- und Auflösung der bürgerlichen Kultur als gesellschaftlich dominanter, sich selbst gewisser Kultur ab Ende des 19. Jhd. (mit dem Katalysator des Ersten Weltkriegs), ist ein Prozess, der wesentlich zum Mittelstand bzw. zur Mittelschichtkultur führte.¹³ Der zentrale Indikator für die Bildung der Mittelschicht ist der erste demographische Übergang, in Westeuropa Ende des 19. Jhd., in Deutschland etwas später, vor dem Ersten Weltkrieg. Wenn man Parsons Familientheorie der vierziger und fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts als Idealtypus der alten Mittelschichtkultur begreift, so wird deutlich, dass diese noch recht viele Elemente der bürgerlichen Familie – stichwortartig: Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, Etablierung diesbezüglicher Sphären (expressive und instrumentelle Rolle) als geschlechtsspezifische, familiäre Sozialisation unter starkem Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung und deren Reproduktion – beibehielt und verallgemeinerte.

Die bäuerliche Familie wie die Arbeiterfamilie liefen lange Zeit in einem gewissen Sinne parallel zur bürgerlichen Gesellschaft: Sie repräsentierten traditionelle Familienformen, deren Sozialisation auf Handlungsautonomie ausgerichtet war (s. Keller 2011, Kap. 8). Beide Kulturen haben immer auch auf die ‚Individuierungsbremse getreten‘ und vielmehr Kooperationsfähigkeit unter Gleichen erzeugt.¹⁴ Eine viel zu wenig gewürdigte Leistung der alten Mittelschicht kann man darin sehen, nicht nur viele Arbeiterfamilien und Individuen bäuerlicher Herkunft integriert zu haben, sondern auch eine gesellschaftliche Verzahnung der bürgerlichen wie der traditionellen Sozialisationen zugelassen zu haben. So bildeten eine gewisse Zeit lang (ca. 1920 bis ca. 1980) individuierte Subjektivität (der bürgerlichen Familie) und traditionelle Kooperationsfähigkeit (der bäuerlichen und Arbeiterfamilie) gesellschaftlich gleichermaßen anerkannte und geteilte Sozialisationsziele und damit den Kern der gesellschaftlichen Sittlichkeitsordnung (die milieuspezifisch unterschiedlich gewichtet waren). Diese Zeit, die mit dem Industriekapitalismus korrespondierte, ist abgelaufen. Die heutige Formation wäre dann die, die durch die neue Mittelschichtkultur geprägt ist, deren Sozi-

¹³ Der Mittelstand und seine bürgerlichen Vorläufermilieus leisteten, so der Historiker Hagen Schulze, den wesentlichen Beitrag zur Bildung der deutschen Nation nach 1871 und wurden vom Erstem Weltkrieg (Kriegsanleihen) und der Inflation am stärksten getroffen, weil sie relativ am meisten (oft alles) an Ersparnissen verloren hatten; die Oberschicht konnte manches (Immobilienbesitz) retten; die Arbeiter hatten nichts zu verlieren, s. (1988: 18). U.a. daher fiel es dem Mittelstand, als dem naturwüchsigen Träger von Parlamentarismus und liberalem Individualismus, so schwer, gegenüber der konservativen Revolution im Allgemeinen und der Hitlerbewegung im Besonderen eine eigene Position zu artikulieren.

¹⁴ S. Piagets Studie „Das moralische Urteil beim Kinde“ (1932/1979), zu dem die Datenerhebung, insbesondere die zum Murmelspiel, im Genfer und Neuenburger Arbeitermilieu der späten 20er und frühen 30er Jahre des letzten Jahrhunderts erfolgte.

alisation nicht mehr zu praktisch Kooperationsfähigkeit führt, sondern andere Sozialisationsergebnisse hervorbringt, welche Entsprechungen zur Dynamik der finanzialisierten Ökonomie und der Orientierung auf Statussicherung (als einer Folge der Finanzialisierung) aufweisen dürfte.

Soweit zur theoretischen Rahmung. Der von mir verfolgte Ansatz versteht Kulturen als wesentlich von Familien getragen und erzeugt. Die Eltern müssen auf die sich wandelnde Umwelt reagieren, sie können sich dem Wandel anpassen oder ihn offensiv gestalten, ggf. auch über diese hinwegsetzen. Dieser Ansatz wurde nach meinem Dafürhalten für die Familiensoziologie vor allem von Emmanuel Todd fruchtbar gemacht, aber natürlich auch, auf ganz anderer Ebene, von Erik H. Erikson (theoretisch wie methodisch geht es mir auch darum, diese beiden Betrachtungsweisen zusammenzuführen). Erikson hat *Familien* auf die von ihnen verfolgten *Sozialisationsziele* und deren *latenten Sozialisationsfolgen* für die Kinder hin untersucht, und diesen Zusammenhang wiederum als Grundlage und Ausdruck der Kultur verstanden, der die Familien angehören und die diese eben wesentlich reproduzieren (und hin und wieder transformieren). Heidi Keller (2011, 2015) und der Forschungszusammenhang der kulturvergleichenden Sozialisationsforschung untersuchen vergleichbares, ohne m.W. auf Erikson zu rekurrieren. Eriksons bekannteste Schriften in dieser Hinsicht sind seine Studien zu den first nations der Sioux (Kap. 3) und der Yurok (Kap. 4), veröffentlicht in „Kindheit und Gesellschaft“. ¹⁵ Interessant ist, dass er erstmals diesen Ansatz nach meinem Kenntnisstand auf die deutsche Familie und deren Kultur bezog; im nämlichen Werk befindet sich die Studie: „Die Legende von Hitlers Kindheit“ (Kap. 9). ¹⁶

3 Merkmale der neuen Mittelschichtkultur

3.1 Abnahme des kulturellen Stellenwertes des Paares... ¹⁷

Die neue Mittelschichtkultur weist vor dem Hintergrund der theoretischen Rahmung gegenüber der alten Mittelschichtkultur deutliche Veränderungen auf. Erstens und zentral scheint die kulturelle Abnahme des Stellenwertes des Paares.

Den Verlust des Stellenwertes des Paares kann man methodisch besehen nicht in Interviews direkt abfragen oder direkt abgreifen. Denn es handelt sich eben um ein kulturelles Merkmal, welches vor allem über kulturelle Ausdrucksgestalten (Kunstwerke, insb. Filme oder Romane) ¹⁸ begriffen werden muss, wiewohl die Abnahme des kulturellen Stellenwertes des Paares sich auch in der

¹⁵ „Jäger über der Prärie“ (1950/1984⁹: 110-161) und „Die Fischer am Lachsfluss“ (ebd., 162-182).

¹⁶ (Ebd.: 320-352). Diesem Beitrag liegt die Vorgängerversion „Hitler's imagery and German youth“ aus dem Jahr 1942 zu Grunde. Mindestens die letztgenannte Studie Eriksons ist im Kontext seiner Beratungstätigkeit für das Office of Strategic Services (OSS, der Vorgängereinrichtung der Central Intelligence Agency, CIA) entstanden.

¹⁷ Mein herzlicher Dank gilt der Herausgeberin für ihre Kritik einer ersten Version des Textes, die insbesondere für dieses Unterkapitel wichtig war.

¹⁸ Michel Houellebecq's zweiter Roman, „Elementarteilchen“ (1997), wäre hier exemplarisch zu nennen, s. dazu Nicole Köck (2002).

Paarpraxis bzw. Paarbeziehung niederschlägt. Dieser Prozess der Abnahme des kulturellen Stellenwertes des Paares wie des Paar-Seins ist im Zuge der Enttraditionalisierung schon lange im Gange. Der familiensoziologische Diskurs thematisiert dieses Phänomen auch seit vierzig Jahren, allerdings unter der Perspektive der Entkoppelung von Liebesbeziehung (bzw. Ehe) und Familie oder als gesellschaftliche Differenzierung (Tyrell 1979). Im Kern wird die Entkoppelung daran festgemacht, dass die Bereitschaft des Partners, die Beziehung aufzulösen, steige, „wenn der andere die in ihn gesetzten Glückserwartungen nicht erfüllt“ (s. Schütze 1994: 91). Meines Erachtens ist in dieser Thematisierungsweise bereits der hier thematische kulturelle Wandel vollzogen, indem individuelles Handeln gar nicht mehr als kulturelles Phänomen eingeordnet wird. Den Grund für diese Sichtweise würde ich in der Dominanz der deskriptiven Individualisierungstheorie bzw. der These von der Pluralisierung der Lebensformen sehen, die beide den Blick für tiefenstrukturell nach wie vor sehr einheitliche kulturelle Phänomene bis heute sehr wirksam verbaut haben.

Der kulturelle Bedeutungsverlust des Paares spiegelt sich erstens im politischen wie akademischen Diskurs. So sind Paare diskursiv (akademisch und politisch) meist nur als (zukünftige) Eltern und Berufstätige thematisch. Das Paar als autonome Praxis und Ausgangspunkt von möglichen neuen Kernfamilien findet sich hingegen kaum. Allein die sozialpolitisch zentrale Formulierung „Kinderarmut“ spricht diesbezüglich Bände. Es sind immer die Familien, d.h. ein Paar (zusammen oder getrennt) als Eltern, die arm sind.¹⁹ Weiterhin ist die Einführung der „Ehe für alle“, die in den meisten europäischen Ländern erfolgte, streng genommen auch Ausdruck des diskursiv wie politisch schwindenden Verständnisses des zentralen Stellenwertes des Paares für die jeweilige Kultur, bzw. eben Ausdruck eines massiven Kulturwandels.²⁰ Akademisch fügt sich hierzu drittens, dass die leitenden Theorien in den pädagogischen Fächern, die den Bildungsprozess des Subjekts zum Gegenstand haben, keine mehr sind, die Familien bzw. Familialität zum selbstverständlichen Ausgangspunkt nehmen. So wird ein theoretischer Triadismus (eine Abstraktion ausgehend von der paarbegründeten Familie) von manchen Autoren als problematisch angesehen (s. Speck 2019, Sutterlüty/Mühlbacher 2019). Das Argument soll u.a. sein, dass wegen der gesellschaftlichen Pluralisierung der Lebensformen die Theoriebildung eben diese Pluralisierung berücksichtigen müsse und man u.a. daher nicht Triaden als Grundform der Sozialisation in der Theoriebildung nehmen könne. Ohne auf die Argumentation detailliert eingehen zu können, scheint mir an der Position im hiesigen Argumentzusammenhang zentral, dass sie Theorien, die den evolutionären Normalfall der sexuellen (zweigeschlechtlichen) Reproduktion als Ausgangspunkt nehmen, mit Argumenten auf normativ-gesellschaftlicher Ebene kritisieren. An die strukturelle Stelle der Konzeptualisierung von Familie treten Konzepte die (i) das Bindungsverhalten, (ii) Entwicklungsaufgaben, (iii) Kinderwunsch und (iv) gesellschaftliche Geschlechterstereotypisierungen zum Gegenstand haben. Hinzu kommt (v) der Rational-Choice-Ansatz, der generell Handeln gemäß der Theorie der rationalen Wahl modelliert. Schließlich ist in dieser Aufzählung zu nennen, dass der Begriff der Familie fami-

¹⁹ S. zur öffentlichen und politischen Wahrnehmung sowie diskursiven Konstruktion des Paares im Kontext der Einführung des Elternzeit- und Elterngeldgesetzes Behrend 2013.

²⁰ Es wäre hier an Sigmund Freuds (1905) bzw. Sándor Ferenczis verstreute Hinweise zu erinnern, dass Paarbildung streng genommen Zweigeschlechtlichkeit impliziert; s. dazu auch Reimut Reiche 1990, Kap. 1.

liensoziologisch in der Regel als Haushaltsform begriffen wird, und eben darüber dann die Pluralisierung der Lebensformen (eigentlich eben: Haushaltsformen) festgestellt wird. Familie wird in diesem klassifikatorischen Denken zu einer Unterkategorie von „privaten Lebensformen“ (s. Meyer 2014⁷: 413). Ich würde die Debatte um „Triadismus“ vor dem angezeigten theoretischen Hintergrund als grundsätzlich philosophisch betrachten, weil es (bisher) keine Kultur gibt, in der nicht als Normalfall Paare Kinder bekommen, und diese Paare als Eltern für diese Kinder Relevanz hatten. Wie groß die Relevanz ist, wie stark die Absonderung des Paares kulturell ausfiel oder wieviel diese dann an Erziehungsmacht innehatten, wären weitere Fragen und Dimensionen einer Theorie der Familialität. Allerdings besitzt die Triadismuskritik einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf andere Diskurse, etwa den juristischen, und die Rechtsprechung.

Hier kann nun nicht der Ort sein, diese Konzepte im Einzelnen zu diskutieren. Das ihnen gemeinsame kann man darin sehen, dass Theorien, die das Paar zentral setzen, d.h. Theorien *der* Familie (im Kontext von Theorien der Lebenspraxis) in den Bildungs- wie Sozialwissenschaften weniger vorkommen, seltener gelehrt werden, d.h. nicht en vogue sind.²¹ Lehrstühle der Familiensoziologie werden u.a. solche der Gender Studies, worin eine stärkere Thematisierung von Paar und Familie aus *gesellschaftstheoretischer* Sicht zum Ausdruck kommt – und damit auch die anhaltende Tendenz der stärkeren diskursiven Vergesellschaftung von Familie.²²

Auf der Ebene der konkreten Familien und Paare, d.h. auch konkreter Interviewpartner, muss man deskriptiv natürlich und trivialerweise feststellen, dass es nach wie vor Erwachsene gibt, die zusammen leben. Die Paarbildung, Paarpraxis und Familiengründung ist seit und mit der Erosion der Orientierung an kulturellen Geschlechterrollen zunehmend eine autonome wie krisenhafte Einzelleistung des jeweiligen Paares geworden (s. hierzu Maiwald 2009). Die Begriffsbildung Kai-Olaf Maiwalds von der heutigen „Selbst-Institutionalisierung“ des Paares (wegen des Wegfalls des auf traditionellen Geschlechterrollen beruhenden, kulturell institutionalisierten Paares), ist diesbezüglich interessant: Sie benennt einmal treffend, dass es die beiden Erwachsenen sind, die ihr Paar-Sein allein realisieren müssen, es gibt keine entsprechende kulturelle Erwartung. Zum anderen aber suggeriert sie, dass es keine gesellschaftlichen Erwartungen an Paare gäbe, wenn man den Institutionenbegriff an eine überindividuelle Allgemeinheit gebunden begreift. Hier könnte man einwenden bzw. spezifizieren, dass die heutige kulturelle Institutionalisierung des Paares nach wie vor auf gesellschaftlichen Anforderungen beruht, die aber primär an die einzelnen Individuen gerichtet sind, die als Paar zusammen kommen, was in gewisser Weise gegen das Paar als Einheit gerichtet ist. Diese Anforderungen sind vor allem: individuelle Karriere machen und (vor allem als

²¹ Zur Forderung aus feministischer und individualisierungstheoretischer Sicht, das Konzept der Familie zu vermeiden und, wenn überhaupt, von „doing family“ oder „familiären Praktiken“ zu reden, s. Edwards et al. (2012), die die Forderung nach der Abschaffung des Familienbegriffs problematisieren, allerdings in anderen Hinsichten als hier.

²² Wenn man Ferdinand Tönnies hinsichtlich ‚seiner‘ beiden Begriffe, Gemeinschaft und Gesellschaft, konsultiert, thematisiert er in Schriften und vielen Beiträgen immer wieder, dass Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung nicht dichotom zu verstehen seien, es vielmehr Mischungsverhältnisse gebe, um deren Verhältnisbestimmung es der Soziologie zu tun sei. In „Kritik der öffentlichen Meinung“ (1922: 225) gibt er eine ganze Liste von Tendenzbestimmungen, die grundsätzlich von Vergemeinschaftungen zur Vergesellschaftung führen. Tönnies sieht gegenläufig aber auch die Möglichkeit, dass Gesellschaft auch wieder organisch werden und sich eine „neue Sitte“ bilden könne, also der gegenläufige Weg vom Vergesellschafteten zur Vergemeinschaftung möglich sei (1926: 44).

Mutter) Arbeiten gehen. Die Realisierung eines ‚Kinderwunsches‘ ist eine Ausnahme. Wegen dieser gewandelten, tendenziell paradoxen Institutionalisierung des Paares als Nicht-Paar reden wir nicht mehr vom ‚einfach so Kinderkriegen‘, sondern vom ‚Kinderwunsch‘. Wer einfach so Kinder bekommt, gilt als zu ‚doof‘ zum Verhüten und unterläuft in dieser Hinsicht die hohen Rationalitätsstandards der neuen Mittelschichtkultur. Die theoretische These wäre dann, dass das kulturelle Modell des Zusammenlebens der beiden Erwachsenen darin besteht, kein Paar in einem engeren Sinne zu sein, sondern zwei Einzelpersonen, die zur individuellen Interessensverfolgung (Kinderwunsch realisieren) phasenweise zusammen sind.

Weiterhin kann man anführen, dass sich einer familiären Praxis im engeren Sinne ein beträchtlicher Anteil der Leute entzieht, in dem er keine Paarbeziehung unterhält, keine Kinder bekommt, also an der generationalen Reproduktion des Lebens nicht direkt (durch Zeugung) teilnimmt. Gesellschaftlich sind solche „privaten Lebensformen“ akzeptiert.²³ Subjektiv hingegen sind die Konsequenzen nicht ‚einfach so‘ akzeptabel; Kinderlosigkeit und Singleexistenz werden in der Regel mental bzw. biographisch aufgearbeitet. Kinderlose gab es schon immer, genauso wie es Möglichkeiten gab oder gibt, auch ohne eigene Kinder an der generationalen Reproduktion des Lebens mittelbar teilzuhaben und mitzuwirken, institutionalisiert oder individuell.²⁴ Die empirische Pluralisierung der „Lebensformen“ macht nun aber die Familiengründung zur reinen Privatangelegenheit und kann sie in die Nähe einer Konsumententscheidung rücken: manche halten Hunde, andere Kinder. D.h. die evolutionäre Selbstverständlichkeit von Zeugung, Empfängnis und Familiengründung ist gesellschaftlich bzw. kulturell zumindest auf Ebenen der diesbezüglichen akademischen Diskurse und ihrer Rezipienten (aus u.a. der Politik) aufgebrochen. Das hat bereits Folgen für die Leute (Familien wie Kinderlose), die diesen Diskursen ausgesetzt sind.

Weiterhin sind die seit Jahrzehnten stabil hohen Trennungs- und Scheidungszahlen (s. bspw. Peuckert 2002, 308ff.; Familienreport 2017, 43f) von insbesondere Paaren, die auch Eltern sind, eine

²³ S. die Leitbildforschung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, etwa: Schneider et al. (Hg.): 2015.

²⁴ S. etwa Erik Erikson, der bezogen auf die siebte epigenetische Krise, die der zeugenden Fähigkeit bzw. Generativität (vs. Stagnation), insbesondere den Prozess der libidinösen Besetzung der Angehörigen der nächsten Generation als Charakteristika dieser Krise hervorhebt: „*Die Fähigkeit zu erzeugen und hervorzubringen* ist daher primär das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen und zu führen. Es gibt selbstverständlich Menschen, die, sei es aus Missgeschick, sei es aufgrund spezieller und genuiner Begabungen in anderen Richtungen, diesen Trieb nicht auf die eigene Nachkommenschaft anwenden, sondern auf andere Formen altruistischer Interessen und schöpferischer Tätigkeiten, die ihre Art von Elterngefühlen völlig in Anspruch nehmen. Und tatsächlich soll der Begriff der zeugenden Fähigkeit sowohl die Produktivität wie die schöpferische Begabung umfassen, die sie aber beide nicht als Bezeichnungen einer Entwicklungskrise ersetzen können. Denn die Fähigkeit, sich selbst in der Begegnung der Körper und Seelen hinzugeben, führt zu einer allmählichen Ausdehnung der Ich-Interessen und zu einer libidinösen Besetzung dessen, was erzeugt wird. Wo diese Bereicherung vollständig misslingt, findet eine Regression auf ein zwanghaftes Bedürfnis nach Pseudointimität statt, oft mit einem durchdringenden *Gefühl der Stagnation*, Langeweile und zwischenmenschlichen Verarmung. Die Menschen beginnen dann oft, sich selbst zu verwöhnen, als wären sie ihr eigenes – oder eines anderen – eines und einziges Kind, und wo die Bedingungen es begünstigen, wird eine frühe körperliche oder psychologische Invaliddität zum Vehikel des Interesses an sich selbst“ (kursiv im Original, OB) (1968: 141). Erikson gab vor 50 Jahren einen interessanten Ausblick auf Phänomene der libidinösen Selbstbesetzung und Ich-Bezogenheit, die selbstredend nicht nur auf Kinderlose beschränkt sind (worauf Erikson im weiteren Textverlauf auch selbst hinweist).

Ausdrucksgestalt des *kulturellen* Bedeutungsverlustes des Paares. Das steht nicht im Widerspruch zur bekannten These von Nave-Herz et al., die die hohen Scheidungsraten mit einer sehr hohen subjektiven Bedeutung von Beziehung an sich bzw. „idealer Partnerschaft“ erklären. (1990: 65). Diese Erklärung bezeugt die Unterordnung der Paarbeziehung (und damit der Ehe) unter individuelle Ideale der Verliebtheit und des individuellen Glücks. Es handelt sich um eine Unterordnung, welche viele Personen selbstredend auch ein zweites oder drittes Mal zu einem Eheschluss führen kann. Insofern muss man die häufig geäußerte Feststellung, dass die Ehe weiterhin einen hohen Stellenwert besitze, dahingehend ergänzen, dass die subjektive Bedeutung der Ehe sich für viele Personen stark gewandelt hat.

Der Gegenstand Trennungen bzw. Scheidungen ist zu komplex, um hier angemessen aufgegriffen zu werden. Scheidungen bzw. Trennungen der Eltern sind hinsichtlich der Mittelschichtkultur dennoch aus fallrekonstruktiver Sicht aufschluss- wie folgenreich. Denn weil ein Scheidungs- bzw. Trennungskind²⁵ zu sein, seit Mitte der siebziger Jahre ein gesellschaftlich normalisierter Erfahrungsgehalt ist, wird die Trennungs- bzw. Scheidungserfahrung kaum thematisiert. Es handelt sich aber um einen zentralen biographischen Erfahrungsgehalt vor allem deshalb, weil, selbst wenn die Beziehungen zu beiden Eltern individuell bestehen bleiben, die Familie als Form der Sesshaftigkeit und identitätsstiftender Lebensraum aus Sicht der Kinder mit der Trennung des Elternpaares implodiert und verschwindet. Scheidungskinder schildern in Interviews (als junge Erwachsene) auf unterschiedliche Weise irgendwann, so meine Forschungserfahrung, immer eine finale bzw. *die* Auflösungsszene der Familie und kommen im Interview oft an dieser Stelle auch nach Jahren ins Schleudern und Brechen in Tränen aus. Dieses empirische Phänomen zeigt ex negativo für eine Theorie der Familie, dass es aus Sicht der Kinder das Paar und dessen affektiv begründetes Zusammensein ist, welches (i) das Familienmilieu erzeugt, dessen Auflösung durch die Trennung der Eltern die Kinder betrauern, und (ii) das Epizentrum der Familie ausmacht (und nicht primär die Eltern-Kind-Beziehungen). Das ist u.a. so, weil die Kinder aus der Paarbeziehung ausgeschlossen sind und somit das Paar der Träger der Eltern-Kind-Beziehung ist.

Angesichts der genannten Phänomene, die auf eine diskursive und kulturelle Reduzierung des Paares auf individuelle Elternschaft verweisen, stellt sich freilich für die Praxis der Familien der neuen Mittelschicht die Frage, inwieweit das Paar in seiner Dynamik eigentlich noch das Zentrum der Familie bildet, was für die bürgerliche Familie und die von dieser abgeleiteten alten Mittelschichtkultur (inkl. Parsons) noch der Fall war.

Die These ist nun die, dass an Stelle des Primats des gattenzentrierten Paares das Primat der Kindzentriertheit (als Epizentrum der Familie) tritt (Yvonne Schütze deutet diesen Wandel 1994 bereits interessant an, s. S. 97f.). Dieses Primat der Kindzentriertheit bildet das Kraftfeld des kulturellen Wandels und hat das Potential, bis zu einem gewissen Grad Familienleben in einem alten Sinne

²⁵ Trennungskinder sind pragmatisch besehen solche Kinder, deren Eltern sich trennen, die aber nicht verheiratet waren. Deren statistische Erfassung ist sehr schwierig; im siebten Familienbericht des BMFSFJ (2006, S. 116) wird darauf verwiesen, dass etwa ein Fünftel der Kinder in Deutschland „Erfahrungen in anderen Formen familialer Organisation machen“, also Scheidungs- bzw. Trennungskinder sind. Aktuellere Zahlen für Scheidungen bringen zum Ausdruck, dass aktuell zw. 80.000 und 90.000 Paare mit Kindern jährlich geschieden werden (s. eine Presseerklärung des BiB; URL: <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/L141-Ehescheidungen-Kinderzahl-ab-1960.html>).

als Lebenspraxis aufzulösen. An Stelle des letzteren tritt eine verstärkte Planung der Lebensführung, insbesondere die der des Kindes durch die Eltern. Die Inhalte dieser Planung machen das Kind verstärkt zum Selbstobjekt der Eltern (s. Seiffge-Krenke 2014: 91), mit der Konsequenz einer längeren „Beelterung“, die dazu führen kann, dass Eltern als „Identitätsbremse“ der Kinder wirken. Der kulturelle Hintergrund dieser Dimension des Wandels der Generationenbeziehungen ist der, dass Eltern tendenziell ihr Kind projektiv verplanen wollen, sie aber für das Kind weniger für das Austragen von Konflikten zur Verfügung stehen, weil sie eine erwachsene Position gegenüber Kindern weniger einnehmen, weil dies zur Konsequenz hätte, die Kinder als Selbstobjektive aufgeben zu müssen, weil man realisiert, dass Kinder auch Autonome sind.

3.2. ...und wechselseitige Zunahme der Kindzentriertheit

Kindzentriertheit wird filmisch sehr schön in „Hedi Schneider steckt fest“ (2015) von Sonja Heiss dargestellt. Der Film handelt von einem urbanen Paar, Uli und Hedi, das man der progressiven Fraktion der neuen Mittelschichtkultur zurechnen kann, welches einen gemeinsamen Sohn hat: Finn, schätzungsweise acht Jahre alt. Hedi arbeitet in einem großen Online-Reisebüro ohne direkten Kundenkontakt. Uli, der in der ARGE arbeitet und dort für Gehörlose zuständig ist, will kündigen und mit der Familie als Entwicklungshelfer nach Afrika gehen. Im Rahmen der Konkretisierung dieser Pläne bekommt Hedi plötzlich Panikattacken und bildet eine Angststörung aus. Hedi kann daher nicht mehr im Reisebüro arbeiten, Uli bleibt doch bei der ARGE, geht insgeheim ein Verhältnis mit einer gehörlosen Klientin ein. Die Familie versucht die Krise zu bewältigen, verbringt die Sommerferien allein an einem einsamen See in Finnland, an dem der Film endet. Ohne hier näher auf den Plot einzugehen, zeigt eine frühe (ca. 8 Minuten und 47 Sekunden bis 9:40) wie besonders sinnfällige Szene die Familie beim Spielen.

Zunächst sieht man Mutter und Sohn mit Wachsmalstiften in einem leeren Pizzakarton kritzeln. Beide sind verkleidet und haben bunte Gewänder an, außerdem hat die Mutter einen Strohhut aufgesetzt. Beide sitzen vor ihrem Indianerzelt, welches auf einer kleinen Grünfläche in einem eher kleinen Hofareal vor einem Bauzaun aufgestellt ist (der Film spielt in Frankfurt am Main). Es könnte ein Sonntagnachmittag sein. Der Vater beugt sich aus dem Off nun auch zum Pizzakarton, hat einen Wachsstift in der Hand und fragt, ob er auch malen dürfte. Finn verneint dies und gibt dem Vater den Auftrag, jagen zu gehen. Uli will nicht („Sorry, aber ich hab draußen jetzt meinen Pfeil und Bogen verloren gerade“). Hedi schließt sich dem Sohn an: „Ja aber Du musst schon ein Tier nach Hausen bringen, sonst funktioniert ja das ganze System nicht“. Finn: „ich seh’ schon eins, da!“, Hedi: „ich auch“. Der Vater steht auf und geht zu einem Stofffaultier, welches vor einem kleinen Baum liegt. Uli spielt also mit und erlegt das Faultier mit einem Schlag mit einem kurzen, dicken Ast auf den Kopf des Tieres. Die Mutter hält dem Sohn dabei die Augen zu, dass er die Tötung nicht ansehen muss. Der Vater kommt zurück: „So, es gibt Faultier“. Finn widerspricht, dass der Vater das Tier nicht wirklich getötet habe. Die Eltern beteuern dies hingegen. Hedi bindet dann das Faultier auf eine Wäscheleinspindel. Währenddessen reibt Finn zwei Wachsmalstifte aneinander, sodass es aussieht, als ob er Feuer machen würde. Hedi: „Danke Sohn, Du hast gut gelernt in den letzten Jahren, bald kannst Du auf eigenen Beinen stehen“. Uli hat sich wieder abgewendet, liegt auf den Ellenbogen gestützt im Zelt (vom Zuschauer abgewandt, liest etwas oder schaut auf sein Handy). Hedi nimmt das Faultier und kommt mit Finn in das Zelt, der Sohn springt auf den Schoß des Vaters, der mittlerweile wieder sitzt. Insbesondere

die Eltern, aber auch Finn spielen jetzt, dass sie das Faultier essen. Hedi und Uli betonen sehr stark, dass es erstaunlich gut schmecke. Der Sohn schaut fragend zu den Eltern nach oben.

Man kann diese Szenen auf vielen Ebenen ausdeuten. Familiendynamisch solidarisiert sich die Mutter mit dem Sohn, in dem sie den Vater erstmal nicht mitkritzeln lässt. Danach unterstützt sie den Wunsch des Sohnes, den Vater auf die Jagd zu schicken. D.h. in der Situation ist zunächst die Mutter-Kind-Dyade bzw. Symbiose aktualisiert, was mit dem gemeinsamen Essen aufgelöst wird. Hier ist eher das Kind etwas ausgeschlossen, empfindet seine Eltern in der künstlichen Betonung des wohlschmeckenden Faultiers als übertrieben ‚kindisch‘ und peinlich.

Auf einer anderen Ebene ist die Szene aber auch eine Illustration der Ausführungen der Entwicklungspsychologin Heidi Keller (2015: 6f.) zur heutigen Sozialisation in der Mittelschichtkultur. Letztere führe u.a. zu früher „psychischer Autonomie“ der Kinder bei Vernachlässigung von deren praktischer Handlungsautonomie (welche wiederum in traditionellen Sozialisationen im Fokus stehe). Charakteristisch für die psychische Autonomie sei u.a., dass die Wünsche der Kinder (Hobbies, Wochenendaktivitäten, Konsumwünsche, Ferenziele der Familie) von den Eltern schon früh stark abgefragt und berücksichtigt würden.²⁶ Diese Wünsche aber können sich die Kinder oft nicht selbst erfüllen, weshalb sie in gesteigertem Maße hinsichtlich der handelnden Realisierung ihrer Wünsche von den Eltern abhängig seien. D.h. die psychische Autonomie der heutigen Kinder ist vordergründig, de facto sind sie oft abhängiger von den Eltern als Generationen zuvor, was wiederum zu einer starken praktischen Elternzentriertheit auch der schon größeren Kinder führt (weil die Eltern für die Kinder Sachen machen). In der geschilderten Szene erfolgt dieser Vorgang auf der spielerischen Ebene: Die Mutter macht sich zum Erfüllungsgehilfen des Wunsches des Sohnes dabei, den Vater auf die Jagd zu schicken. Kind- und wechselseitige Elternzentriertheit ergeben im Zusammenspiel einen Abschottungsmechanismus, der für die Familie der neuen Mittelschichtkultur zentral ist.²⁷

Zugleich wird in diesem Muster ein soziologisches Charakteristikum der neuen Mittelschichtkultur deutlich, das im Diskurs der vergleichenden Entwicklungspsychologie fehlt: Die heutige Isolation der urbanen Mittelschichtfamilie, die in der geringen lebensweltlichen Vergemeinschaftung der Familien begründet ist. Die nischenartige Grünfläche, auf der die Szene angesiedelt ist, bringt dies zum Ausdruck: Einsam in der Stadt, wie im Dschungel. Zugleich sind alle um ein Familienleben bemüht, aber interessanterweise kehren sich die typischen Rollen um: Am meisten bemühen sich die Eltern, mit ihrem bzw. *für* ihr Kind Spielen zu spielen. Finn ist eher Zuschauer und vor allem unmittelbar der ‚Bestimmer‘ über die Eltern und was diese spielen bzw. machen sollen. D.h. der narzisstische Wunsch der Eltern nach Nähe zum Kind tritt in den Vordergrund, die Eltern wollen etwas vom Kind, das Kind wird so eher Selbstobjekt der inneren Realität der Eltern als Subjekt in der äußeren Handlungsrealität der Lebenspraxis der Familie.

²⁶ Dornes (2012, S. 303f.) subsumiert den Aspekt des Phänomens, dass Kinder Entscheidungen treffen bzw. gut heißen sollen, die eigentlich die Eltern treffen müssen, unter das Konzept der Parentifizierung, was meines Erachtens der Dynamik nur partiell gerecht wird.

²⁷ Der us-amerikanische Film „Captain Fantastic“ (2016) von Matt Ross treibt den isolatorischen Mechanismus sektenprotestantisch radikalisiert auf die Spitze.

Die geschilderte Dynamik wird in nachfolgenden Äußerungen Frau Bingens, Mutter eines zweijährigen Kindes, auch erkennbar. Der Kontext ist, dass die Tochter allmählich gegenüber der Partnerin – interviewt wurden eine Mutter und ihre Partnerin²⁸ – zutraulicher werde:

„Ja. Das ist eigentlich so //mhm// das klappt ganz gut mit der Aufteilung und sie ist nun auch so weit, dass sie auch mehr zu meiner Partnerin, noch mehr den Kontakt einfordert und nicht zu sehr auf mich bezogen ist, sodass sie jetzt auch mit ihr //mhm// da auch die körperliche Nähe sucht jetzt und nicht immer zu mir kommt. Auch wenn man mit ihr toben will, das war dann im letzten Jahr eher schwieriger. Sie ist dann sehr auf mich fixiert gewesen. Aber ansonsten //ähm// wenn ich nicht da bin, ist das gar kein Problem.“

Das Kind ist hier einmal als kompetenter Träger von ‚Agency‘ („noch mehr Kontakt einfordert“) thematisch. Zuschreibungen von zum Teil noch nicht vorhandenen Kompetenzen sind für den Sozialisationsprozess im Allgemeinen typisch und notwendig, weil letzterer sowohl auf der Überforderung der Kinder als auch auf der überschüssigen Ausdeutung durch andere, insbesondere der Eltern, beruht, dass letztere die Handlungen ersterer als ‚intentionaler‘ auffassen, als die Kinder diese Handlungen wahrnehmen. Allerdings ist „Kontakt einfordern“ nun eine eigentümliche Ausdrucksweise, der aus der typischen Zuschreibung eines diffusen Wunsches („das Kind will...“) planvolles rationales Handeln macht. Kontakt einfordern kann man etwa (letztlich rechtlich) von totalen Institutionen, die den Kontakt mit Insassen oder Angehörigen erschweren oder ablehnen. Damit wird dem Kind strategisches Handlungsvermögen zugeschrieben, was eine übertriebene aber für die neue Mittelschichtkultur durchaus typische Selbstständigkeitsbetonung bezogen auf kleine Kinder darstellt, die ähnlich auch Heidi Keller konstatiert (2015: 25). Das kleine, emotional bedürftige wie abhängige Mädchen wird so tendenziell zu einem bereits souverän Handelnden erklärt.

Zweitens wird in dieser Interviewpassage das Kind auch zum begehrten Objekt, mit dem „man“, d.h. die Erwachsenen manchmal toben wollen. Beides zusammengenommen bringt zum Ausdruck, dass „nicht mehr die Erziehung durch die Erwachsenen, sondern das Bedürfnis- und Beziehungsleben des Kindes im Mittelpunkt der Familiendynamik steht“, wie der Kinder- und Jugendlichenpsychoanalytiker Frank Dammasch (2013: 21) ausführt. Wobei angesichts des Ausgeführten zu ergänzen wäre, dass das Bedürfnis- und Beziehungsleben des Kindes selbst zur primär unbewussten Projektionsfläche und damit Objekt der Eltern bzw. Erwachsenen wird; bewusst äußert sich der projektive Vorgang vor allem in Planungs- und Organisationsbemühungen der Eltern.

3.3. Zunahme von Planung und Organisiertheit des Familienlebens

Denn man kann der oben zitierten Passagen objektiv hermeneutisch entnehmen (die detaillierte Rekonstruktion würde hier den Rahmen sprengen), dass die Partnerinnen ein Modell von, grob

²⁸ Die folgenden Interviewausschnitte stammen aus verschiedenen Lehrforschungsseminaren und Abschlussarbeiten. Die erhobenen Interviews stammen hauptsächlich aus dem Siegerland, Sauerland, Oberhessischen, Köln-Bonner Raum und dem Rheinland, sowie teilweise aus dem Rhein-Main- und Ruhrgebiet. Im nachfolgend zitierten Interview sind eine Mutter und deren Partnerin befragt worden. So genannte Regenbogenfamilien scheinen mir paradigmatisch für die neue Mittelschichtkultur zu sein, d.h. die angeführten Phänomene sind in ihnen besonders zugespitzt und ausdrucksstark verkörpert.

gesagt, ‚gleicher wie gerechter Aufteilung von Elternschaft‘ vertreten, welches in einer abstrakten Gerechtigkeitsprämisse gründet, die sich allerdings nicht nur in der gerechten Verteilung der häuslichen Aufgaben erschöpft, beide erheben vielmehr einen Anspruch auf die gleichen Anteile an der Zuwendung des Kindes.²⁹

Die thematische Tochter ist zum Zeitpunkt des Interviews zwei Jahre alt. Im Alter von zwei Jahren ist die symbiotische Bindung an die Mutter, durch (i) die generelle kognitive Weiterentwicklung und (ii) krisenhafte Einsicht des Kindes, nicht die Mutter zu sein (Reiche 1990:48), zunehmend um die Suche nach einem bzw. dem Dritten (Triangulierung) erweitert. Diese Öffnung wird nun als gut klappende Aufteilung thematisiert, der davorliegende symbiotische Zustand hingegen als ungleich und latent problematisch. D.h. hier kehren sich sprachlich tendenziell die Verhältnisse um: Es sind nicht mehr Kinder, die ihre emotionalen Bedürfnisse an den Eltern stillen, sondern Erwachsene wollen ihre Wünsche an den Kindern befriedigen.

Interessant ist aber auch, dass das Diffuse³⁰ des Familienlebens als krisenhafte Lebenspraxis streng genommen anhand des Interviews kaum mehr rekonstruierbar ist. Das setzt sich in der kurz danach folgenden Passage fort:

„Also anfangs hatte meine Frau einen Monat Elternzeit und mich am Wochenbett begleitet, hat sich viel ums Kind mitgekümmert. Da würd ich behaupten, es war, ja, fast fifty fifty. Wobei ich halt durch das Stillen, ja, mehr den ja Hauptpart hatte in der Versorgung des Kindes.“

An Stelle eines Ausdrucks von Praxis bzw. der Schilderung der Unmittelbarkeit von Familienleben und die Freude wie die Sorge um dieses, insbesondere in der Phase der nachgeburtlichen Familienkonstituierung, die ja in dem Ausschnitt des Interviews thematisch ist, tritt deren Darstellung in Begriffen von Planung und Betreuung.

Entsprechend dazu wird mit der Unterbringung im Kindergarten bzw. einer Krippe diese zum Lebenszentrum der Tochter, um die die weitere Betreuung zu Hause organisiert wird:

²⁹ Dorett Funcke diskutiert ebenfalls den hohen Stellenwert einer gerechten wie sich ergänzenden Aufgabenteilung zwischen der Mutter und ihrer Partnerin in ihrer Analyse einer ‚Regenbogenfamilie‘ zweier Frauen, (2011: 211). S. ferner Funckes theoretische Überlegungen zu spezifischen Dynamiken und relevanten typologischen Dimensionen von homoerotischen weiblichen Beziehungen, die ein Kind bekommen (2019: 103ff). Zu den gravierenden Folgen von Samenspende, künstlicher Befruchtung und reproduktionsmedizinischem Eingriff s. Gerhard Amendt (1986); der Autor hat ferner eine polemische aber auch sehr grundsätzliche Diskussion und Kritik homosexueller Elternschaft vorgelegt, die Fragen aufwirft, die heute tabuisiert scheinen (2003).

³⁰ Die Bestimmung von familiären Beziehungen als *diffuse* verwende ich in der Tradition Parsons und der strukturalen Familiensoziologie. Für eine Unterscheidung von sechs Dimensionen der diffusen Sozialbeziehung s. Hildenbrand (2002). Der Gegenbegriff ist der der spezifischen Sozialbeziehung, der den i.e.S. rollenförmigen Beziehungen (u.a. vertragliches Handeln) vorbehalten ist; sie auch „Crashkurs‘ einer strukturalen Familiensoziologie bzw. Theorie der Familie“ Stand Jan. 2019“ verfügbar unter der URL: https://www.researchgate.net/publication/328643350_Basics_einer_strukturalen_Familiensoziologie_BEHREND_Jan_2019

„ sie ist seit sie eins ist bei der, also in der Betreuung und //ahm// wir teilen uns das. Sie macht sie morgens fertig, bringt sie hin und ich hol sie ab, mach, kümmere mich nachmittags um sie, und jetzt ist es auch so, dass wir uns das abends teilen, mit dem ins Bett bringen.“

Deutlich wird in dieser Passage, neben der sprachlichen Versachlichung der Mutter-Tochter Beziehung, erneut der Gleichheitsanspruch („dass wir uns das abends teilen“). Eine wirkliche Veränderung der Beteiligten durch die Geburt und die Erweiterung zur Triade bzw. Familie kann man nicht abgreifen; Widersprüchliches und Krisenhaftes ist nicht zu erkennen. Die Beziehungen tendieren vielmehr dazu, primär und wesentlich gut organisiert und „partnerschaftlich“ zu sein – was übrigens auch der aktuelle Familienreport des BMFJSF (2017: 64) als zentrale Charakteristika für Elternschaft heute konstatiert. Dessen Thesen kann man auch als kulturelle Ausdrucksgestalt begreifen, denn Partnerschaftlichkeit ist eine Eigenschaft, die Paaren hilft den Alltag zu bewältigen und ggf. als Eltern eine Zeit lang zusammenzubleiben, sie stellt aber keine Grundlage für eine Paarbeziehung dar.

Die Befragten haben, möchte ich unterstellen, auch diffuse Interaktionen zu Hause, weil Kinder solche erzwingen. Aber das Diffuse wie Krisenhafte ist aus der Darstellung tendenziell getilgt, in dem zu Hause zu einem Ort der Betreuung wird. Betreuer haben primär rollenförmige Beziehungen zu den Betreuten. Methodisch könnte man innehalten und einwenden, dass die vorgetragenen, recht weitreichenden Thesen auf die Lebenspraxis der Befragten allein von der sprachlichen Ausdrucksgestalt (und nicht von Interaktionsprotokollen) getragen werden. Das ist richtig. Die Darstellung des familiären Alltags im Interview ist aber insofern aussagekräftig, als erfahrungsgemäß die Rede über Alltag und Lebenspraxis in einem Interview anhand von Relevanzstrukturen und Thematisierungsweisen erfolgt, die auch der Gestaltung des Alltag resp. der Lebenspraxis entsprechen, weil es sich bei beiden Datentypen um gültige Ausdrucksgestalten der befragten Person als Lebenspraxis handelt, die verschiedene Ebenen der Analyse konstituieren.³¹

Zum Kontrast wäre hier anzumerken, dass jemand Neurotisches, der das Lebendige, Leid- wie Lustvolle der familiären Lebenspraxis, habituell nicht schildern will und kann, und auf Distanz zu bringen sucht, sich anders ausdrücken würde als Frau Bingen: An den Rändern des Interviews, also an unscheinbaren Stellen, wäre die diffuse Familienpraxis indirekt auffindbar. So etwa bei einer fast vierzigjährigen, religiös (Sektenprotestantismus) gebundenen Mutter, Frau May, die verheiratet ist, zwei Kinder (sechs und drei Jahre alt) hat, zum Zeitpunkt des Interviews wieder zwei Tage die Woche als Erzieherin arbeitet und sich selbst primär als „Hausfrau“ begreift. Frau May versteht unter Hausfrau-Sein, sich um die Familie zu kümmern, was für sie auch heißt, genügend Zeit für die Führung eines Haushalts zu haben, diesen also in Ordnung halten zu können.

³¹ Familiäre Interaktionsdaten weisen den Unterschied zu Interviews auf, dass die latente Sinnstruktur der sozialisatorischen Interaktion anhand ihrer Protokollierung rekonstruiert werden kann, was für die Rekonstruktion von Protokollen von Interviews mit einem oder beiden Eltern nicht gilt, weil die Kinder am social act der Sozialisation und damit auch an der Erzeugung von dessen latenter Sinnstruktur material beteiligt sind.

Sie antwortet vor diesem Hintergrund auf die Frage, ob sie wegen der vergleichsweise langen Zeit, die sie zu Hause geblieben ist nach der Geburt der Kinder, von anderen Müttern diskriminiert werde:

„Ne so direkt nicht, so direkt nicht nö aber man hat immer so das Gefühl weil alle anderen halt früher wieder arbeiten gehen und dann hat man vielleicht manchmal einfach nur das Gefühl, hm, die denken vielleicht auch ich mach mir `n faulen Lenz zuhause ähm aber gesagt hat es eigentlich keiner, nein.“

Interessant ist hier, wie die gesellschaftliche Erwartung der Teilnahme der Mutter am Arbeitsprozess möglichst bald nach der Geburt, den protestantischen Habitus („faulen Lenz“) der Befragten beschäftigt und ihr ein tendenziell schlechtes Gewissen ob ihres manifest abweichenden Verhaltens bereitet. Frau May, deshalb betrachte ich sie, thematisiert, wie Frau Bingen, auch nicht explizit die Lebendigkeit und Krisenhaftigkeit des Familienlebens. Vielmehr geht es auch bei ihr, die ich als Grenzfall der neuen Mittelschichtkultur betrachten würde, da sie in Resten zu einem traditionell gebunden Milieu gehört, viel um Organisation. In ihrer Rede wird aber doch deutlich, dass sie Lebendigkeit und Krisenhaftigkeit erreichen:

Interviewer: Wie habt ihr das geregelt als ähm das erste Kind kam? Hattest du Elternzeit?

Frau May: „...die ersten drei Monate waren wir dann beide zuhause mit dem Baby, was auch gut war weil es eine ganz neue Lebenssituation war (lacht) ähm wo man dachte im Nachhinein: man konnte sich nicht vorstellen wie's so wird und dass es schon eine gute Zeit auch, genau und dann ist der wieder arbeiten gegangen und ich bin halt drei Jahre zuhause gewesen...“

Frau May verklausuliert hier die interessierende unmittelbare Erfahrung als residual hinzukommende („...schon eine gute Zeit auch...“) und bringt mit dem Lachen indirekt zum Ausdruck, dass diese gemeinsame Zeit als Familie ihr, bei aller Krisenhaftigkeit und Planungsunmöglichkeit, gefiel. Solche oder ähnliche Stellen betrachte ich als Indikatoren für Lebendigkeit bzw. Diffusität. Bei Eltern der neuen Mittelschichtkultur findet man, so meine dauerhafte Beobachtung, solche Ausdrucksgestalten in Interviews interessanter Weise kaum. Das Diffuse, was i.e.S. ja auch libidinöse Bindungen und darüber vermittelt Abhängigkeit von anderen umfasst, wird in Interviews kaum mehr sichtbar, es scheint zumindest mental bei befragten jungen Eltern (d.h. in deren Selbstpräsentation) wegorganisiert. Der Schluss, der aus dieser Beobachtung folgt, besteht darin zu behaupten, dass die familiären Handlungsabläufe der neuen Mittelschichtkultur einer habitualisierten Haltung folgen, die primär auf rationale Planung abzielt und diffuses Familienleben nach dem Motto ‚einfach so‘ entsprechend abwertet und zurück drängt. Diffuses Familienleben kann (oder konnte) man bisher als ein Moment und eine Grundlage von Lebenspraxis betrachten. Wenn diese Praxisform in Interviews wenig Ausdruck findet, und umfänglich rationalen Planungsvorstellungen weicht, könnte man den Schluss riskieren, dass solches auch für den praktischen Alltag gelten könnte. D.h. Lebendigkeit wird auch praktisch zunehmend verplant, wegorganisiert und negativ bewertet.³² Dies hat u.a. die Konsequenz, dass Eltern heute oft lieber arbeiten gehen, weil dies

³² Der Ansatz des „Doing Gender“ fokussiert in gewisser Weise genau diese Entwicklung deskriptiv, Familie nicht mehr als Selbstverständlichkeit zu betrachten sondern als rationale Herstellungsleistung (s. Jurczyk (2014: 52).

aus ihrer Sicht weniger anstrengend ist, als die eigenen Kinder zu „betreuen“, womit sie dann auch der gesellschaftlichen Erwartung nachkommen, dass alle arbeiten sollen, auch Eltern von kleinen Kindern. In dieser Hinsicht ist ferner interessant, dass Frau Bingen aus Geschlechtlichkeit – als weiterer elementarer Dimension der Lebenspraxis, welches real als zweigeschlechtlicher Zusammenhang der „Geschlechterspannung“ (Reiche 1990) erscheint – diskursiv ein ebenfalls organisierbares Gestaltungsmaterial macht, nämlich für die Realisierung von „Vielfalt“ im Planungskontext optimaler kindlicher Entwicklung. Dazu nachfolgende Passage zum neuen „Tagesvater“, zu dem die Tochter zur werktäglichen Betreuung gebracht wird:

„... wir waren erst bei einer Tagesmutter, und wir haben jetzt nicht explizit nach einem Tagesvater gesucht. //mhm// Es spielte auch für uns keine Rolle. //mhm// wir mussten halt die Tagesmutter wechseln, aus organisatorischen Gründen, und haben dann //mhm// da wir Vegetarier sind, nach einem einer vegetarischen Tagesmutter Schrägstrich Tagesvater gesucht und dann hatte er neu aufgemacht, und dann hatten wir uns sehr gefreut, mal einen vegetarischen, vegetarische Tagesbetreuung zu finden. Und dass er auch noch ein Mann ist, war eher noch so ein Bonus, aber wir haben ihn jetzt nicht bezüglich seines Geschlechts ausgesucht. Es war eher noch so ein Punkt, wo ich gesagt hab: ‚ja gut, dass ist dann noch einmal mehr Vielfalt, und dann lernt sie nochmal eine Betreuungsperson als Mann kennen, und das ist nochmal eine Bereicherung‘, aber nicht dafür da (...) um irgendetwas zu kompensieren oder auszugleichen, weil es da nichts zu kompensieren gibt.“

Die Schilderung als ganze bringt u.a. erneut die Überlagerung der Lebensrealität durch den Wunsch nach optimaler Planung zum Ausdruck. Das Kind wird zum Planungsadressat und zum Selbstobjekt der Partnerinnen. Die in der Rede auch erscheinende Lebensrealität wird dabei zu einer Art Konsumraum, in dem man Vielfalt anhand von Merkmalsdimensionen zusammenstellen kann – inklusive eines „Bonus“. Erwachsene mit viel Kontakt zu Kindern gehören in diesem Raum zur Kategorie der „Betreuungspersonen“, worunter die beiden Befragten streng genommen auch fallen müssten.

Grundsätzlich könnte man folgern, dass in der neuen Mittelschichtkultur die erfahrungsbasierte soziale Konstruktion von Wirklichkeit zurückgedrängt wird von einer primär *subjektiven* Konstruktion, die v.a. aus den elterlichen Wünschen bezüglich ihres Kindes (bzw. ihrer Kinder) besteht, und darüber vermittelt heutigen kulturellen Idealen bzw. Ideologien der Karrierelogik wie des Konsumerismus (Streeck 2012) folgt. Die auch solchen Wünschen und ihrer Befriedung konstitutionslogisch vorgängige Lebensrealität (Realitätsprinzip) gerät aus dem subjektiven Blickfeld, was für sich wiederum ein interessanter und jüngst wenig erforschter Vorgang ist.³³ Man könnte die These bilden, dass solche Sozialisierungen einen Verlust an erfahrungsbasiertem sozialem Realitätsbezug für die betreffenden Kinder mit sich bringen, womit die familiär gebildete Subjektivität offener wäre für die so genannte virtuelle Realität, wie sie die technischen Neurungen (Internet, Smartphone) eröffnen, welche man als massive Verhinderer von authentischen Erfahrungen begreifen kann, was einen sich selbst verstärkenden Kreislauf darstellt. Den Sinn dieser kulturellen Dynamik könnte man weiterhin in politisch-ökonomischen Hinsichten ausdeuten.

³³ Der Phänomenkreis der „Versozialwissenschaftlichung“ kommt dem hier angezeigten Phänomen in manchen Hinsichten nahe; s. Oevermann (1988).